

## Berufung und Demut – Demut und Demütigung

Predigt zum 5. Sonntag i. J.: Jes 6,1-2a.3-8; 1 Kor 15,1-11; Lk 5,1-11

Einmal jährlich lade ich die Religionslehrkräfte der Neuperlacher Schulen zu einem Treffen mit Austausch und Info ein, bei dem ich neben Kirchenführungen für Schulklassen immer wieder anbiete, in den Religionsunterricht eingeladen zu werden, um mich den Fragen der Schüler zu stellen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Von diesem Angebot wird durchaus Gebrauch gemacht, und so war ich vorgestern in der 10. Klasse des Werner-von-Siemens-Gymnasiums. Es war ein sehr schönes Gespräch mit teils sehr persönlichen Fragen, unter anderem zu meiner Berufung. Auf einmal fragte mich einer der Schüler, welche Voraussetzungen es eigentlich brauche, um Priester zu werden. Diese Frage war mir noch nie gestellt worden. Kam sie aus einem allgemeinen oder persönlichen Interesse? Ich weiß es nicht. Jedenfalls war meine recht spontane Antwort: Du musst eine große Liebe zu Gott haben – und eine große Liebe zu den Menschen. Hinzugefügt habe ich, dass es darüber hinaus nicht schaden kann, auch ein wenig helle im Kopf zu sein. Denn angesichts der vielen Fragen, die Menschen heutzutage haben, sollte man schon in der Lage sein, sie einigermaßen angemessen zu beantworten.

Nach meiner Antwort meldete sich ein anderer Junge, Mitglied einer Freikirche. Wegen dem, was er sagte, erzähle ich das Ganze, denn er ergänzte: „Ein Priester, Gemeindeleiter oder Prediger muss vor allem *demütig* sein.“

Selten war ich so erstaunt über eine Schülerantwort. *Demut* ist nun wirklich kein Ideal unserer Zeit. Es war ein Statement diametral entgegengesetzt zum Trend. Selbstdarstellung, Selbstbehauptung, Autonomie, Selbstbestimmung, auch gegenüber Gott und Kirche, stehen hoch im Kurs. (Im Predignachgespräch zur heutigen Ansprache brachte ein Teilnehmer es so auf den Punkt: Das, was heute in Management-Kursen vermittelt wird, ist die Haltung: „Wir schicken unseren besten Mann. Also komme ich selbst.“) Aber wie Recht hat dieser freikirchliche Schüler! Die Heilige Schrift wertet den *Hochmut* als Ur- und Wurzelsünde, die letztlich allem Bösen in der Welt zugrunde liegt. Es ist das *Sein-Wollen-wie Gott*, die Emanzipation von Ihm, das Selbst-bestimmen-Wollen, was gut und böse ist. Und es ist allein die *Demut*, die solchen Hochmut heilt. Natürlich gilt das für alle, besonders aber für die, die Gott beruft. Ein Amt in der Kirche wird nur gut ausüben können, wer nicht klerikal, mit intellektuellem Dünkel, überheblich und herrschsüchtig anderen begegnet, sondern wer demütig ist: Gott gegenüber in der Haltung der Ehrfurcht und Anbetung; den Mitmenschen gegenüber als jemand, der zuhört, Kritik verträgt, Fehler und Schuld zugeben kann und durch sein Verhalten zeigt, dass er nicht Herr, sondern Diener ist.

Und damit wären wir bei den heutigen Lesungstexten. Denn in ihnen geht es auch und wesentlich um Berufung und Demut. Allerdings möchte ich, bevor ich mich ihnen zuwende, noch einen zweiten Anlauf nehmen und fragen: Was ist denn eigentlich der Unterschied zwischen *jemanden in die Demut führen* und *jemanden demütigen*? Dazu ein Beispiel:

Ich erinnere mich noch sehr gut an den 30. Okt. 1974. An diesem Tag fand der wohl berühmteste und „größte Boxkampf aller Zeiten“, wie er genannt wird, statt – der „Rumble in the Jungle“ („Schlägerei im Dschungel“), weil der Austragungsort Kinshasa in Zaire (heute Demokrat. Republik Kongo) war – nämlich der Boxkampf zwischen den US-amerikanischen Schwergewichtsboxern George Foreman und Muhammed Ali. Viele meiner Schulkameraden standen mitten in der Nacht auf, um sich den Kampf im Fernsehen anzuschauen. Ich hatte keine Chance, da wir zuhause keinen Fernseher hatten.

Foreman war der klare Favorit, aber es war die Taktik Muhammed Alis, die Foreman zermürbte und zum Sieg seines Herausforderers in der 8. Runde durch K.o. führte. Zu dieser Taktik gehörte auch verbale und psychologische Kriegsführung, die das Großmaul Muhammed Ali wie kaum ein anderer beherrschte. Schon im Vorfeld gab er mit martialischen Sprüchen an: „Ich bin so böse, dass ich Medizin krank mache ... Ich habe einen Felsen ermordet, einen Stein verletzt und einen Ziegel krankenhaushausreif geprügelt. Letzte Nacht betätigte ich den Lichtschalter in meinem Schlafzimmer und war im Bett, bevor der Raum dunkel war. Ich bin so schnell, dass ich durch einen Hurrikan laufen kann, ohne nass zu werden ...“ Und während des Kampfes provozierte er seinen Gegner mit Sprüchen wie: „Ist das alles, George? Du schlägst wie ein Weichei.“ „George, du bist ein schwacher Mann. Du bist völlig verbraucht.“ „Das tut nicht weh. Ich dachte, du bist der Böse.“

Es ist klar: Muhammed Ali wollte seinen Gegner nicht einfach sportlich, sondern auch durch diese Art von Psychokrieg besiegen; er wollte ihn kleinkriegen, indem er ihn demütigte, verächtlich und klein machte und ihm jedes Selbstbewusstsein raubte. Offensichtlich gelang ihm das auch. Denn George Foreman brauchte nach dem Kampf in Kinshasa ein Jahr, um wieder Mut für weitere Kämpfe zu fassen.

Aber der Tiefpunkt kam erst noch, nämlich drei Jahre später bei seiner Niederlage nach Punkten gegen Jimmy Young. Foreman brach innerlich vollkommen zusammen, hatte aber, wie er später erzählte, gerade in diesem Zustand eine innere Erleuchtung, die er als Gottes-, als Heilig-Geist- und Berufungserfahrung deutete. Noch im selben Jahr 1977 fand er seine Berufung zum Laienprediger in seiner freikirchlichen Gemeinde in Texas. Und so wird man sagen können: Von 81 Kämpfen wird George Foreman bis zum Ende seiner Boxkarriere 76 gewonnen haben. Und doch darf man vermuten, dass die zwei beschriebenen Niederlagen die wichtigsten Kämpfe seines Lebens waren. Sie haben ihm gezeigt: Ich bin nicht unbesiegbar. Foreman, das Siegen gewohnt, wurde gewaltig nach unten geführt; in jene Demut, die ihn erst öffnete für jene Berufung, die er sicher nicht zufällig an diesem Tiefpunkt seines Lebens gefunden hat.

Vermutlich wundern Sie sich, dass ich mich in dieser Predigt so lange beim Boxsport aufgehalten habe. Aber die Berufungserfahrung George Foremans erinnert mich irgendwie an die Demutserfahrungen in den Berufungsszenen der heutigen Lesungstexte. Zuerst ist da Jesaja, der eine überwältigende Vision der Herrlichkeit JHWHs hat und wie nie zuvor die unendliche Heiligkeit Gottes erfasst, zugleich aber, bis in die letzte Faser seines Daseins, seine eigene Unheiligkeit, seine eigene Unreinheit. „Wehe mir, ich bin ein Mann mit unreinen Lippen inmitten eines Volkes mit unreinen Lippen.“

Bei Paulus dasselbe. In der 2. Lesung aus dem 1. Korintherbrief erinnert er an seine eigene Berufung als etwas absolut Unverdientes. Er, der nun wirklich nicht an mangelndem Selbstbewusstsein litt, bezeichnet sich selbst als Missgeburt, als den Letzten der Aposteln, der es nicht verdient, überhaupt Apostel genannt zu werden.

Und schließlich Petrus. In der überwältigenden Begegnung mit Jesus erfasst auch er unmittelbar seine ganze Unreinheit, Sündigkeit und Unwürdigkeit. Das „Geh weg von mir! Ich bin ein Sünder“, ist alles andere als eine Floskel. Aber nicht er, Petrus, möchte gehen. Denn mindestens so groß wie das Gefühl des unüberbrückbar scheinenden Abstands ist die Anziehungskraft, die vom Jesus ausgeht. Jesus soll gehen, vielleicht damit er nicht selbst durch die Nähe zu ihm beschmutzt werde – so mag Petrus gedacht haben.

Doch dann geschieht dreimal das schier Unbegreifliche: Der Augenblick der Erfahrung der eigenen Unwürdigkeit, Sündigkeit und Unreinheit ist bei allen Dreien der Augenblick der Berufung und Sendung. Jesaja wird als Prophet zu seinem Volk gesandt; Paulus wird zum Völkerapostel und als Letzter der Apostel zu deren Größtem. Und Petrus darf hören: „Fürchte dich nicht! Von jetzt an wirst du Menschen für mich und meine Botschaft gewinnen.“

Hier aber sehen wir auch den Unterschied zwischen *in die Demut führen* und *demütigen*. Muhammed Ali hat seinen Gegner erniedrigen und verächtlich machen wollen. Genau das aber tut Gott niemals. Er führt vor Augen, wer Er, Gott ist, und wer der Mensch – beide getrennt durch einen unendlichen Abstand. Aber sobald der Mensch diese Wahrheit erfasst hat, richtet er ihn auf, erhöht er ihn und macht ihn, wie wir es in allen drei Lesungstexten vernommen haben, zu einem Gesandten Gottes. Welch eine beglückende Erfahrung!

Was aber für so große Berufungen wie die von Jesaja, Paulus und Petrus gilt, dürfen wir auch auf uns selbst übertragen. Für jeden Menschen hat Gott eine Aufgabe, eine Berufung, eine Sendung. Sie zu entdecken und dann auch zu leben, ist Teil des Lebensglücks. Hochmut, Überheblichkeit und Herablassung gegenüber anderen zerstören jede Berufung und machen sie unfruchtbar. Eine in echter Demut angenommene und gelebte Berufung aber lässt sie frucht- und segensreich werden. Nicht zuletzt das können uns die heutigen Lesungstexte sehr eindrücklich vor Augen führen.

Bodo Windolf